

Hans Fallada  
Altes Herz geht  
auf die Reise

Mit einem ZEIT-Nachwort  
von Bernadette Conrad

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

Die ZEIT-Edition »Literarische Weltreisen« versammelt 12 Romane der Weltliteratur aus vier Jahrhunderten, die Geschichten über Reisende erzählen. Reisen und Lesen gehören schon immer eng zusammen: Beide erkunden das Fremde, um das Eigene zu finden, sie wechseln beständig zwischen dem Unbekannten und dem Vertrauten und weisen so den Weg zur Selbsterkenntnis.

Lizenzausgabe des Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Hamburg, für die »ZEIT-Edition Literarische Weltreisen« 2017

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 1995, 2008

ZEIT-Nachwort:

© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Hamburg 2017

Umschlaggestaltung und Illustrationen: Sarah Winter  
Satz und Repro: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-946456-22-3

## INHALT

1. KAPITEL	Worin Professor Gotthold Kittguß von einem Engel besucht und nach Unsadel gesandt wird	7
2. KAPITEL	Worin Professor Kittguß einen fetten Bauern am Baum hängen und ein Mädchen am Zaun weinen sieht	16
3. KAPITEL	Worin Professor Kittguß einen Besuch macht, der im Kohlenstall endet	27
4. KAPITEL	Worin Professor Kittguß der einen Nacht entrinnt, doch in eine noch dunklere gerät	38
5. KAPITEL	Worin Professor Kittguß den zweiten Ruf des Engels erfährt	47
6. KAPITEL	Worin alles anders kommt und Professor Kittguß ein heimlicher Flüchtling wird	58
7. KAPITEL	Worin Rosemarie Thürke einen vollkommen ungesetzlichen Hausstand begründet	72
8. KAPITEL	Worin nächtlich beraten und der Belagerungszustand über Schliekers verhängt wird	84
9. KAPITEL	Worin ein Angeklagter zum Ankläger wird und Päule Schlieker einen Fang tut	94
10. KAPITEL	Worin Rosemarie viel Geld bekommt und Otsche für sein Leben läuft	106
11. KAPITEL	Worin Gau beweist, dass er rau, aber Schlieker, dass er mehr ist als ein Betrüger	118
12. KAPITEL	Worin von Jugend, Aufstieg und Missgeschick der Schliekers berichtet wird	129
13. KAPITEL	Worin Doktor Georg Kimmknirsch Patienten bekommt und in eine Verschwörung gerät	143

14. KAPITEL	Worin viele viele suchen, aber die Falschen finden die Falschen	155
15. KAPITEL	Worin Professor Kittguß sein Patenkind suchen geht, und was ihm dabei widerfährt	167
16. KAPITEL	Worin Rosemarie nicht wie Amtsgerichtsrat Schulz will, aber Doktor Kimmknirsch hilft	179
17. KAPITEL	Worin ein entlaufenes Kind heimkehrt, aber es bleibt nicht	188
18. KAPITEL	Worin Professor Kittguß und Rosemarie, ein jedes für sich, entlaufen	198
19. KAPITEL	Worin Professor Kittguß in Geldsachen ohne Geld nach Berlin verreist	211
20. KAPITEL	Worin Rosemarie all ihre Freunde verliert	220
21. KAPITEL	Worin nichts klappt und Doktor Kimmknirsch mit Trinken anfängt	233
22. KAPITEL	Worin Professor Kittguß die Frau Müller ängstet. Der Horizont wird rot	244
23. KAPITEL	Worin Rosemarie Thürke ihren Kampf allein kämpft	253
24. NACH- UND SCHLUSSKAPITEL	Worin gegessen, getrunken und getanzt wird; aber zwei stehn für sich	258
ZEIT-Nachwort		265

## 1. KAPITEL

### WORIN PROFESSOR GOTTHOLD KITTGUSS VON EINEM ENGEL BESUCHT UND NACH UNSADEL GESANDT WIRD

Es war einmal ein alter Professor namens Gotthold Kittguß, der hatte weder Weib noch Kind. Bis zu seinem fünfzigsten Lebensjahr war er schlecht und recht an einem Berliner Gymnasium Lehrer der christ-evangelischen Religion gewesen. Zudem hatte er die jüngeren Jahrgänge in die lateinische und griechische Sprache eingeführt, während er mit den älteren, soweit sie sich später der Gottesgelehrsamkeit widmen wollten, das Neue Testament im griechischen Text gelesen und das Hebräische exerziert hatte.

Diese fünfundzwanzig Jahre seines Lehrerdaseins hatte eine wahre Liebe zu den heranwachsenden Knaben erwärmt, und sein eifrigstes Bemühen war dahin gegangen, ihnen nicht nur die Schrift, sondern auch den Geist, der in dieser Schrift wohnt, recht fasslich zu machen. Viele Male schon hatte er den Jungen das Neue Testament erklärt und damit auch die Offenbarung Johannis, aber nie hatte er versucht, gerade an dieses letzte und ihm sehr liebe Buch der Heiligen Schrift mit eigenen Deutungen heranzugehen.

»Da aber ließ mir«, wie er in seinem Tagebuch niedergeschrieben, »der Herr mit einem Mal ein Licht aufgehen, durch das mir die Pforte zum göttlichen Bau der Offenbarung aufgeschlossen ward. ›Wie‹, fragte ich mich, ›wenn zwar für die Herrlichkeit des vollendeten Reiches Gottes keine Zeitschranke gesetzt wäre, wohl aber für den vorangehenden Jammer, welcher der Weg zu dieser Herrlichkeit ist?‹ Mit der stärksten Klarheit und Überzeugung stellte sich diese Vermutung vor meine Seele, und ich ward so sehr von ihr eingenommen, dass ich nicht mehr imstande war, die Unterrichtung meiner Knaben fortzusetzen ...«

Trotz mancher an ihn gerichteten Bitte von Mitlehrenden und Schülern suchte er um seine Pensionierung nach, die ihm schließlich auch gewährt wurde. Und nun zog er sich ganz in seine Berechnungen, Textvergleichen und Schriftdeutungen zurück.

Nur einem Studienfreunde von ehemals, einem Geistlichen Thürke im Mecklenburger Lande, hatte er von den tieferen Gründen zur Veränderung seiner Lebensumstände Mitteilung gemacht, und zwar mit den Briefworten: »Es ist mir nicht möglich, Dir eine Nachricht vorzuenthalten, von der ich gleichwohl wünschen muss, dass Du sie vorerst ganz für Dich behältst ... Unter dem Beistand des Herrn habe ich die Zahl des Tieres gefunden. Dieser apokalyptische Schlüssel ist von Wichtigkeit, denn diejenigen, welche jetzt geboren sind, kommen in wunderbare Zeiten hinein. Auch Du hast Dich darauf gefasst zu machen, denn Weisheit wird nottun ...«

Dies war im Dezember geschrieben, und es wurde März, ehe Professor Kittguß eine Antwort seines Freundes Thürke in Händen hielt: Es sei ihnen ein Töchterchen geboren, das in der Taufe den Namen Rosemarie erhalten habe, und als Taufpaten habe man auch den Herrn Professor Gotthold Kittguß in das Kirchenbuch eingetragen, weswegen man seine Zustimmung erhoffe. – Es freuten den Freund die wunderbaren Zeiten, denen dies Mägdlein entgegengehe! Indessen möge er, der Kittguß, seine Untersuchungen beschleunigen und sobald wie tunlich abreisen in die ländliche Pfarre, sich das Patenkind zu beschauen. Auch auf dem Lande fehle es nicht an Zeichen kommender guter Zeiten: In diesem Jahre sei der Frühling eher, denn je erhört, gekommen, auf dem Kirchgang seien die Schwalben schon über dem Täufling mit ihrem Zwi-wit hingeschossen ...

Professor Kittguß hatte einen Augenblick nachsinnend über diesem Brief gesessen, in seiner dunklen Wohnung war es für eine kurze Frist hell gewesen; er hatte den Brief auch beantworten wollen. Dann aber war er zwischen andere Papiere geraten, die Berechnungen, was eine halbe Zeit, ein *χαῖρός*, und eine gemessene Ewigkeit, ein *αἰών* seien, hatten den Professor wieder ganz gefangen genommen. Und so blieb der Brief unbeantwortet und vergessen, durch sechzehn Jahre, wie die ganze Umwelt vergessen und ohne Lebenszeichen vom Professor blieb.

Wir haben ihn uns in all diesen fast nur hinter dem Schreibtisch verbrachten Jahren vorzustellen als einen immer noch ansehnlichen, großen Mann mit einem breiten, fleischigen, weißen

Gesicht, festem Kinn, starken, dunklen Augenbrauen, braunen, freundlichen, aber etwas fremden Augen und sorgfältig gescheiteltem, weißem, etwas gewelltem Haar. Er gab viel auf Sauberkeit, stets war er glatt rasiert, seine weißen Halsbinden waren sorgfältig gestärkt und geplättet, seine weißen, sehr kleinen, etwas vollen Hände, an deren Handgelenken erst da und dort der erste gelbe Altersfleck auftauchte, trugen trotz aller Bücher und Schreibereien nie ein Spürchen Staub oder Tinte.

Betreut wurde der Professor von der Witwe Müller, die hinten in der Küchenregion lautlos wirtschaftete, lautlos ihm das Essen hinstellte, an jedem Sonnabend ungefragt die frische Wäsche über den Stuhl legte und nie ein überflüssiges Wort sprach.

Die beiden waren so ineinander eingelebt, dass sie oft viele Wochen nicht einmal miteinander sprachen. An jedem Morgen jedes Monatsletzten fand Professor Kittguß über seinen Schreibtischsessel gebreitet liegen: den Mantel, dazu den Hut und den Stock. Aus einer Lade hob er dann das Sparbuch, ging langsam durch die Straßen zu seiner Kasse, wartete bedächtig versonnen am Schalter, bis er angesprochen wurde, hob das – immer gleiche – Wirtschaftsgeld ab, ließ den Rest der Pension seinem Guthaben zuschreiben und ging langsam – jetzt schon wieder voll mit seiner Arbeit beschäftigt – nach Haus. Dort wartete bereits im Flur die Müllern – nahm Mantel, Hut, Stock und Wirtschaftsgeld wortlos entgegen, und Professor Kittguß setzte sich wieder für einen neuen Monat an seine geduldige, grüblerische Arbeit.

Zu Beginn seiner Studien hatte er in der Erleuchtung gemeint, dem Ziele ganz nahe zu sein. Aber je länger er arbeitete, umso ferner schien es zu rücken. Er saß und sann und grübelte über jedem Wort, und die Jahre rannen dahin. Aber wenn wir von ihrer sechzehn gesprochen haben, so muss bemerkt werden, dass Professor Kittguß von *dieser* Zahl nichts wusste, denn sie waren ihm alle wie *ein* Tag. Dass er selbst nun schon stark auf die Siebzigerjahre seines Lebensalters losmarschierte, war ihm noch nie bewusst geworden über der Auslegung eines Briefes, wie dieser ist: »Und ich hörete eine Stimme in der Mitte der vier Tiere sagen: Ein Vierling Weizen um einen Zehner und drei Vierling Gersten um einen Zehner, und dem Öl und dem Wein tue kein Leid.«

Er saß und las und sann und schlug nach und bedachte dieses und jenes, und schließlich schrieb er nieder: »Hier ist die Rede von einer Zeit, die für das Öl und den Wein besser ist als für die Gerste und den Weizen. Alles miteinander aber zielt auf eine gemäßigte Teuerung. Weizen und Gerste, Öl und Wein sind die gemeinsten und nötigsten Lebensmittel. Also hält der hier gegebene Befehl gar viel in sich. Unter Trajans Regierung hat es, besonders im Süden, in Ägypten, das sonst ein fruchtbares Land und vieler Völker Kornboden war, eine namhafte Teuerung gegeben. Wenn der Nil sich nicht hoch genug, sondern unter vierzehn Schuh ergoss, gab es gewiss Teuerungen, wie Plinius Buch 5, Kapitel 9 bezeugt. Anno 110 im dreizehnten Jahre Trajans stieg der Nil nur auf sieben Schuh, wie Harduinus mit einer alten Münze beweist ...«

So weit war Professor Kittguß mit seiner Auslegung der Offenbarung Johannis an diesem trüben Oktobernachmittag des Jahres 1912 gekommen, als ihm bewusst ward, dass es an seiner Tür geklopft hatte, dass jemand an seinem Schreibtisch stand. Langsam und ein wenig widerwillig blickte er hoch und sah in das Gesicht der Witwe Müller. Dieses Gesicht drückte so vielerlei aus, vom Unwillen über die Störung an, die sie verursachen musste, bis zu einem gewissen, ziemlich deutlichen Ekel, dass er ganz unwillkürlich sein Schweigen brach und fragte: »Nun, Witwe Müller, was gibt es?«

»Ein Junge«, flüsterte die Witwe Müller unwillig.

»Also ein Junge«, antwortete der Professor beruhigend, und eine Erinnerung an seine Lehrerjahre kam ihm. Er sah zur Tür und meinte schon den Klassenprimus Porzig eintreten zu sehen, die rote Schülermütze mit dem weißen Band in der Hand. Manchmal hatte Porzig – oder auch ein anderer – ihn in solch dämmeriger Stunde aufgesucht und hatte die eine oder andere Frage gestellt, die schließlich alle darauf hinausliefen: Wenn ich gläubig bin, muss ich *alles* glauben?

Wie eine Vorahnung kommender Ereignisse rührte den alten Professor ein Erinnern an jenes holde, vertrauensvolle Ehemals an – er sah auf die Tür, die Müllern ...

Er vergaß, dass der Klassenprimus Porzig jetzt ein Mann Mitte der Dreißiger sein musste, dass ihm eine sehr lange Spanne Zeit

über dem Papier zerronnen war, dass es unter den jetzt Jungen niemanden gab, der auch nur seinen Namen wusste.

Beinahe lächelnd sagte der alte Mann: »Und warum kommt der Junge nicht herein, Frau Müller?«

Die Müller wusste viel von ihrem Herrn, sie hatte ihn schon verstanden. »Nicht solch ein Junge«, murmelte sie unwillig.

»Nun, was es auch für ein Junge sei«, sagte der Professor fröhlich und stand groß und stattlich hinter seinem Schreibtisch auf, »lassen Sie ihn herein, Witwe Müller. Unsere Tür ist niemandem verschlossen.«

Er nickte ihr aufmunternd zu und ging selbst, das Deckenlicht einzuschalten. Dann blieb er stehen und sah auf die Tür.

Die Tür aber tat sich einen Spaltweit auf, und herein schob sich ein Geschöpf, ein Sohn Labans, ein trauriger Bengel, verdreht und verkommen. Da stand er auf der Kokosmatte, eine alte Mütze in der Hand drehend, und sah nicht hoch und sprach kein Wort.

Nie in seinem ganzen behüteten Leben hatte der Professor Kittguß solch ein Geschöpf gesehen. Aber da stand es nun: überlang, mit schlottrigen Gliedern, die roten, unförmigen Hände waren geschwollen und aufgesprungen. Das Gesicht, sterbensbleich, mit einer riesigen, betrübten Nase, wulstigen Lippen, die halb offen standen und gelbe, große Pferdezähne sehen ließen, und dazu eine niedrige, weit vorgebuckelte Stirn, unter der die kleinen blicklosen Augen fast verschwanden –: so stand der Besucher da: ein armer Tölpel ... Und es griff dem Professor ans Herz, dass auch dieser Schwachsinnige ein Geschöpf Gottes sei, mit weniger Gaben für dies Leben als die meisten, mit einem dafür umso schwereren Weg ...

Kittguß sah zur Tür, die Müllern hatte sie nicht ganz geschlossen, sicher stand sie Wache auf dem Flur. Der Professor reichte an dem Jungen vorbei und zog die Tür sachte ins Schloss. Dann ging er zum Schreibtisch, aber er ging nicht an seinen Schreibplatz, er stellte sich vor ihn hin. Die Arbeit lag ihm im Rücken, Kittguß sah auf den Besucher.

Der stand noch immer wortlos, blicklos da, als wüsste er nicht, warum er hier stünde.

»Wie heißt du, mein Junge?«, fragte der Professor sanft.

Die Antwort kam überraschend schnell, mit einer überraschend tiefen, rauen Stimme: »Dat segg ick nich!«

Kittguß überdachte den Fall. Vielleicht war der Junge fehlge-  
laufen. »Ich heiße Gotthold Kittguß«, erklärte er.

»Dat weet ick!«, sagte der Besucher wiederum rasch und rau.

»Sprichst du nur plattdeutsch?«, fragte der Professor.

»Joa!«, antwortete der Junge.

»Von wo bist du denn?«

»Dat segg ick nich!«, kam's wieder, rau und böse.

Eine Weile war Stille, der Professor sah sich zweifelnd in seinem Arbeitszimmer um. Das Deckenlicht beleuchtete friedlich die Regale, deren Bretter sich unter der Last der Bücher krumm gezogen hatten. Es warf seinen Schein auf den Berg beschriebenen, teils schon vergilbenden Papiers, der griffbereit neben dem Schreibtisch in einem Ständer lag. Es verklärte auch die heutige Tagesarbeit auf dem grünen Filztuch, die vorwurfsvoll das Ende der Unterbrechung abzuwarten schien.

»Man müsste«, dachte der Professor, »hierzu auch noch den jüngeren Plinius zitieren, der als ganz Ungewöhnliches gemeldet hat, dass Trajan anno 98 den Ägyptern mit Brotfrucht aushelfen musste ...« Darüber fiel ihm etwas ein. Er ging hinter den Schreibtisch und öffnete ein Fach, in dem er zur Linderung seines Hustens einen braunen Malzzucker aufbewahrte. Er wählte ein großes Stück, machte einen Schritt nach dem Besucher hin, kehrte aber wieder um und nahm noch ein kleines Stück dazu. Das große gab er dem Jungen in die Hände, das kleine behielt er selbst. »Da, iss, Junge«, sagte er. »Es ist Zucker. Ich esse auch davon.«

Der Junge wollte das Stück Zucker zurückweisen, es wurde ihm schwer. In das arme, ausdruckslose Narren Gesicht kam etwas wie Leben, in den Augen wurde etwas wach wie ein Blick ...

»Du magst ruhig essen«, sagte der Professor sanft, »deswegen brauchst du mir doch nicht zu sagen, was du nicht willst.«

Der Junge aß gierig. Mittendrin deutete er mit dem Kopf nach dem Schreibtisch. »Se schriew'n -? Jümmer?«

Der Professor erriet mehr, als er verstand. »Ja, ich schreibe«, antwortete er. »Meistens.«

»Setten Se sick dal«, sagte der Junge. »Un schriewen Se!«

»Was soll ich schreiben?«

»Wat Se süs (sonst) schriewen. Ick will sehn ... Ick will sehn ...«

»Was willst du sehen -?«

Aber der Junge antwortete nicht. Er war mit seinem Zucker fertig und stand nun wieder blick- und bewegungslos auf der Kokosmatte. Der Professor betrachtete ihn aufmunternd. Vielleicht steckte doch ein Sinn hinter all dieser Hilflosigkeit und Blödeheit. Er machte ein paar Schritte, zögerte, tat noch einen Blick – nichts war verändert – und setzte sich auf den Sessel. Er sah in das Geschriebene ...: »Wie Harduinus mit einer alten Münze beweist«, stand da.

»Richtig. Nun wollte ich noch den jüngeren Plinius anführen.« Und laut sprach er. »Setze dich doch hin, mein Junge, da auf den Stuhl, du siehst müde aus.« Und wieder zu sich: »Steht er noch da? Unverändert. Beinahe ist es wie ein Traum. Hätte ihn die Müllern nicht gebracht ... Also, der jüngere Plinius. Er muss es in seiner Lobrede auf Trajan anno 100 gesagt haben ...«

Die rot geschwollene Hand schob sich ihm zwischen Auge und Manuskript. Sie verschwand, und auf der Erklärten Offenbarung Johannis lag ein Zettel, ein Wisch, ein schmutziges Blatt, sichtlich aus einem Schulheft gerissen, aber ebenso sichtlich am rechten Platz, denn: »Herrn Professor Gotthold Kittguß« stand darauf zu lesen. Der Professor sah hoch, der Junge war lautlos auf den Platz an der Tür zurückgeglitten. Wieder hatte er sich nicht gesetzt, sondern stand dort mit einem Gesichtsausdruck, als grübele er etwa über dem Unterschied zwischen Schaf und Kuh.

»Herrn Professor Gotthold Kittguß« stand noch immer auf dem Schreibblappen. Für dieses Mal dachte der Professor nicht an das kostbare Manuskript, das darunterlag. Er entfaltete das nur ineinandergesteckte Blatt, las die Überschrift, stutzte, las noch einmal, sah zur Tür (der Junge stand) und machte sich endlich an den Brief. »Lieber Pate«, las er. »Bei uns in Unsadel geht die Rede: Ein Gau ist rau, aber ein Schlieker ist ein Betrüger. Erst bin ich bei den Gauens geschlagen, nun wollen die Schliekers mich um mein Erbteil bringen. Du hast meinem seligen Vater die wunderbaren Zeiten, in die ich hineingeboren sei, zugesagt – willst Du nicht einmal kommen und nach mir sehen? Es eilt sehr. Matthäus 7,7. Deine Rosemarie«

Eine Nachschrift: »Ob Du kommst oder nicht, gib dem Philipp Geld für Essen, er hat zwei Tage zurückzulaufen.«

Die zweite Nachschrift: »Er soll Dir den Brief nur geben, wenn Du der rechte Mann für uns bist.«

»Oh, mein Herr und mein Gott!«, rief Professor Kittguß über diesem jämmerlich stolzen Brief zu sich und legte die Hände recht theatralisch an den Kopf: »Was soll dies?! Was soll mir dies?!«

Er starrte auf den Brief. Ihm war wie einem Schläfer, der, aus einem sanften Traum geweckt, in einen schlimmeren Traum verstrickt wird, der nicht mehr weiß: Wacht er, schläft er, wo ist er?

»Ein Gau ist rau, aber ein Schlieker ist ein Betrüger«, murmelte er. »Rosemarie – Philipp – zwei Tage Weg – Narren und Narrenstreiche«, dachte er unwillig. »Philipp!«

Etwas wie ein Geräusch ließ ihn hochsehen, er blickte zur Tür, der Platz an der Tür war leer. Mit einem völlig jugendlichen Ruck war der Professor hoch und lief, »Frau Müller! Frau Müller!« rufend, in den Flur.

Die Tür zum Treppenhaus stand offen, er meinte Poltern auf den unteren Stufen zu hören. »Der Junge, der arme, blödsinnige Junge – ich muss ihm Geld geben!«, rief er aufgeregt zur Müllern.

Seine Versorgerin sah ihn wortlos an.

Er überwand sich. »Philipp!«, rief er ins Treppenhaus hinab. »Philipp! Du bekommst noch Geld ...«

Der Professor wurde ein wenig rot unter dem Blick der Müllern. »Er hat noch zwei Tage zu laufen«, versuchte er zu erklären. »Und er hat Hunger. Ich habe es gesehen, als er meinen Malzzucker aß ...«

»Ihren bayerischen Malzzucker, Herr Professor«, sagte die Müllern voll Empörung. »Solche wie die«, erklärte sie mit all der Verachtung der Armen für die Ärmsten, »kommen nie um.«

»Frau Müller, Witwe Müller«, sagte der Professor mit erhobener Stimme, »was steht Matthäus 7,7?«

Sie antwortete nicht, aber sie lavierte den Aufgeregten, ohne dass er dessen achtete, in sein Zimmer zurück.

»Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgetan.«

Er stand an seinem Schreibtisch, in der stillen, geborgenen Helle des Arbeitszimmers, ein alter, noch stattlicher Mann, zur Stunde

ein wenig erregt. »Ich«, sagte er leise, »bin gebeten worden. Ich«, sagte er, »bin gesucht worden. Bei mir hat er angeklopft. Frau Müller, ich fahre morgen nach Unsadel.«

»Unsadel –?«, fragte die Müllern, »wo ist denn das?«

»Ich weiß es nicht«, sagte der Professor. »Aber auf der Eisenbahn werden sie es wissen. Dies zu wissen ist dort ihr Beruf.«

»Eisenbahn!«, verwirrte sich Frau Müller und war sofort den Tränen nahe. »Herr Professor, ich bin siebenundzwanzig Jahre bei Ihnen, und Sie sind nie mit der Eisenbahn gefahren!«

»Das hat hiermit nichts zu tun«, antwortete der Professor milde. »Dies heißt den Fall zu weiblich betrachten.«

»Und Ihre Arbeit?«, rief die Müllern, warf einen Blick auf den Schreibtisch und brach nun wirklich in Tränen aus. »Ihre Arbeit, Herr Professor?! Ich hatte mich so gefreut, Sie kamen in der letzten Zeit so gut voran.«

»Meine Arbeit?«, fragte der Professor betroffen und sah mit ihr auf den Tisch voll Papier. »Ja freilich, meine Arbeit. Haben Sie mitgelesen? Ist sie gut?«

»Und ob sie gut ist!«, rief die zu weiblich denkende Müllern. »Eine ganze Seite haben Sie in der letzten Woche jeden Tag geschrieben!«

»Meine Arbeit«, sagte der Professor noch einmal wehmütig. Er schwankte. Aber auf ihren Blättern lag der Brief, nicht mehr fortzudenken. Er hob ihn auf. Mit festerer Stimme sagte er: »Hier steht Matthäus 7,7. Das ist unverbrüchlich. Ich bin gerufen.«

»Von solchem Schmierian, Herr Professor!«, widersprach die Witwe Müller.

»Liebe Witwe Müller«, sagte der Professor Gotthold Kittguß und war nun wieder ganz daheim in seiner milden Ferne. »Es ist ausgemacht und mit vielen Stellen der Heiligen Schrift belegt, dass Gott seine Boten und Engel durchaus nicht immer in der seligen weißen Flügelgestalt auf diese Erde sendet, wie wir als einfältige Kinder wähten.«

Und als die Müllern noch weiter widersprechen wollte: »Genug und übergenuß, es ist endgültig beschlossen: Ich folge dem Ruf. Morgen in der Frühe fahre ich nach Unsadel.«

## 2. KAPITEL

### WORIN PROFESSOR KITTGUSS EINEN FETTEN BAUERN AM BAUM HÄNGEN UND EIN MÄDCHEN AM ZAUN WEINEN SIEHT

Der frühe Oktobernachmittag war sonnig und windstill. Dennoch – wenn Professor Kittguß bei seinem Marsch auf dem sandigen Heckenweg einen Vogel im Geäst aufscheuchte, glitten lautlos von der flügelschlagenden Flucht des Tieres viele goldene, rote und braune Blätter zur Erde.

Langsam und bedächtig wandelte der alte Lehrer den Sandweg. Ab und zu blieb er stehen, setzte die Reisetasche ab, trocknete die Stirn vom Schweiß der ungewohnten Anstrengung und zog die Uhr zurate. Nun ging er schon fast zwei Stunden, auf der Station aber hatten sie gesagt, es sei nur eine knappe Stunde bis Unsadel. Doch so viel er auch nach Haus und Mensch aussah, es waren nur die Hecken da und hinter den Hecktoren herbstlich stille Äcker.

»Ja, ja«, seufzte der Professor, aber er war nicht unzufrieden, nein, die weite Stille mit dem hohen, blassblauen Himmel darüber tat ihm wohl. »Den Abendzug heute werde ich freilich nicht mehr erreichen. Nun – es wird sich Gelegenheit finden, im Dorf zu übernachten. Und umso gründlicher kann ich dann bis morgen Abend alles regeln.«

Was dies »Alles-Regeln« eigentlich hieß, davon hatte er nur eine sehr unklare, nein, gar keine Vorstellung, aber –: »Die Rosemarie wird mir schon sagen, was ich zu tun habe. Irgendwie wird es sich um ihr Erbteil handeln.«

Er seufzte wieder »Ja, ja«, nahm die Tasche und wandelte weiter. Die Hecken schienen kein Ende zu nehmen, der einsame Sandweg schlängelte sich bald nach rechts, bald nach links. Manchmal stand auch eine hohe Pappel oder eine Weide da, dann betrachtete der Professor den Baum, beifällig nickend, »Ja, ja«, und setzte sich langsam wieder in Gang.

Eben stellte er fest, dass er nun schon zwei und eine halbe Stunde unterwegs war, als er wie eine Frucht zwischen den Heckenzweigen das Gesicht eines Jungen über sich entdeckte, ein derbes,

rotes Gesicht, mit einem blonden, gänzlich ungekämmten Schopf darüber. Dies Gesicht betrachtete den Professor scharf.

»Lieber Sohn«, fragte der. »Wie lange gehe ich noch bis Unsadel?«

»Sie sollen nicht nach Rosemarie fragen, sondern bei Päule Schlieker ein Zimmer mieten«, flüsterte der Junge eindringlich.

»Lieber Sohn!«, rief der Professor. »Lieber Junge, warte doch ...«

Aber die Zweige rauschten auf, und die Hecke war ohne Gesicht.

Der Junge, lieb oder nicht, war fort. Der Professor trabte beinahe zum nächsten Heckentor, doch auf der Koppel hinter der Hecke sah er nur Rinder und einen wolligen Schäferspitz, der wütend zu bellen anfang. Kein Junge – so viel auch der Professor gegen das Gebell anlocken mochte.

So ging er denn schließlich weiter, verwundert, verdrossen. »Nicht fragen soll ich, sondern einfach bei Päule Schlieker mieten ... Aber ein Schlieker ist ein Betrüger ... Man sollte solch bösen, ehrabschneiderischen Reim nicht einmal im Scherz sagen ...: Päule ... was das nun wieder soll? Paul –?«

Plötzlich hörten die Hecken auf. Licht und weit wurde das Land, Felder und Wiesen flossen sanft zu einem großen, grünen See hinab.

Drüben, am jenseitigen Ufer, stieg in allen lodernnden Herbstfarben ein Wald uferan, aber auf dieser Seeseite lag mit roten Ziegeldächern und altersschwarzen Strohhäuben das Dorf. Der Professor schritt rascher aus.

Am Eingang des Dorfs stand feierlich, mit ruhenden Flügeln, eine große Windmühle. Hühner suchten verloren, ohne sich um den Wanderer zu kümmern, auf der Straße ihr Futter; eine Schar Gänse kreuzte, eifrig schnatternd, seinen Weg; eine Katze sah, regungslos auf den Latten eines Zauns hockend, wie verzaubert den Professor an.

Aber kein Mensch – Professor Kittguß sah in jedes Fenster, spähte in jeden Hofraum –: nein, kein Mensch. Er hörte die Pferde im Stall scharren, Kühe rasselten mit ihren Ketten – aber an diesem gesegneten Wochentagnachmittag war kein Mensch sichtbar in Haus, Hof, Straße, Dorf.

Nun stand da eine stattliche Wirtschaft mit breiten, einladenden



# DIE ZEIT

AUF DER ANDEREN SEITE DES ZAUNS

*von Bernadette Conrad*

Es gibt tausend Arten des Reisens. Für das »alte Herz«, einen wunderlichen älteren Theologieprofessor, der sich seit sechzehn Jahren von früh bis spät an seinem Berliner Schreibtisch in die Bibelexegese vertieft, ist die überstürzte Reise in ein mecklenburgisches Dörfchen weiter als für manch heutigen Reisenden ein Kurztrip nach Kalifornien. Denn obwohl es auch 1912 nur eine Fahrt von wenigen Zugstunden war, führte die Reise doch ans andere Ende der Welt: Der Professor hatte auf den Hilferuf seiner 16-jährigen Patentochter Rosemarie hin nicht nur alles stehen und liegen lassen, sondern gibt auch nach all den Erlebnissen in ihrem Dorf, von denen das Buch erzählt, seine vertraute Welt tatsächlich dauerhaft auf. Er ändert sein Leben. An die Stelle seiner kauzigen Schreibtisch-Einsamkeit soll nun die Dorfgemeinschaft treten. Wo bislang die Witwe Müller mit regelmäßigen Mahlzeiten und karger Kommunikation des Professors genügsame Introvertiertheit bewachte, wird nun umgekehrt seine Verantwortung für das junge Waisenmädchen stehen.

Eine Reise also, die nicht in Kilometern zu messen ist, die eher für eine existenzielle Umkehr steht. Er habe sich an sein »eigen-süchtiges Leben klammern wollen und gemeint, nicht ohne das leben zu können« – so bringt der Professor seine Einsicht am Schluss selbst auf den Punkt.

Aber ist mit der Unterstellung von so viel Bedeutsamkeit einem Roman nicht zu viel der Ehre getan, der in der Fallada-Literatur eher pflichtschuldig »Unterhaltungsroman« und »Illustrierten-Roman« [sic] genannt, im Grunde aber als der Erwähnung nicht wert erachtet wird? *Altes Herz geht auf die Reise* sei eine »bewusst harmlose Schmonzette«, beschreibt Fallada-Biograf Peter Walther in seinem gerade erschienenen Buch *Hans Fallada. Eine Biographie* (Aufbau-Verlag 2017) den 1935 verfassten Roman.

Wie sortiert sich das *Alte Herz* ein ins Leben und Werk des als Rudolf Ditzen geborenen Hans Fallada?

Ditzen, 1893 als drittes Kind in die gutbürgerliche Greifswalder Familie eines Landrichters hineingeboren, wird seit frühester Jugend von Einsamkeit und Gewaltfantasien verfolgt. In der Schule gehänselt, von mehreren Unfällen und Krankheiten zurückgeworfen, erinnert sich schon der jungen Ditzen – mit einer ihn

immer auszeichnenden Ehrlichkeit –, wie er es nicht habe lassen können, geliebte Haustiere zu quälen. Mit seinen zwanghaften Gedanken bedrängt er andere; verfolgt Selbstmordabsichten, bis die Katastrophe passiert: Zusammen mit dem Freund Hanns Dietrich von Necker plant Ditzen im Oktober 1911 einen als Duell getarnten Doppelselbstmord, bei dem der Freund stirbt, während Ditzen die sich selbst zugefügten Schüsse in die Brust überlebt. Von nun an werden nicht nur Psychiatrie-, Gefängnis- und Kur-aufenthalte sein Leben durchziehen wie ein roter Faden: »[A]n der Kette der Sucht, mal Morphium, mal Kokain, mal Äther, mal Alkohol. Sanatorien, Irrenanstalten, Leben in der Freiheit, gebunden an die Sucht, eine löste nur die andere ab« – so beschreibt Fallada es später selbst. Es gibt Retter: eine Tante, die Eltern, die immer wieder für ihr Sorgenkind eintreten; Arbeitgeber, die seinen schnellen Geist und seine Verlässlichkeit schätzen. Er absolviert eine landwirtschaftliche Ausbildung, arbeitet mehrfach als Gutsverwalter und Buchhalter, wird überall für seine Fähigkeiten gelobt. Schreibt, publiziert, hinterzieht Gelder, um die Sucht zu finanzieren. Dem Schriftsteller in sich, um den er leidenschaftlich ringt, gibt er schon 1919 das an zwei Märchen angelehnte Pseudonym: Während sich der Nachname auf den treuen Schimmel Falada aus dem Grimmschen Märchen *Die Gänsemagd* bezieht, der noch im Tod eine böse Schwindlerin entlarvt, ist der Vorname dem *Hans im Glück* entlehnt: »ein wirklicher Wunschname für einen, der sich lange Zeit vom Pech verfolgt sieht«, wie Peter Walther kommentiert.

Und tatsächlich: Als Hans Fallada 1935 *Altes Herz geht auf die Reise* schreibt, ist er seit drei Jahren weltberühmt. Schon durch *Bauern, Bonzen und Bomben* (1931) waren nicht nur Literaturgrößen wie Ernst Rowohlt auf den Schriftsteller aufmerksam geworden, dessen eigenes Abgrundswissen ihm den Zugang zur Seele der Menschen vermittelt hat und der den Alltag der kleinen Leute in diesen Jahren der großen Arbeitslosigkeit und der Weltwirtschaftskrise mit Leichtigkeit und Beobachtungsschärfe zu vermitteln vermag. Mit *Kleiner Mann – was nun*, 1932, war Fallada dann richtig erfolgreich geworden. Geld, Ruhm, höchstes Lob von Kollegen wie Robert Musil und Thomas Mann, Hermann